Unter fremdem Willen

Detektivroman von Adolf Stark.

(3. Fortsetzung.)

Während der letzten Worte war Zunk ins Zimmer getreten und blieb auf der Schwelle stehen, die Antwort des Richters abwartend. Dieser entgegnete nach einer kurzen Pause: „Sie haben recht, der letzte Zweifel ist geschwunden. Ich werde noch heute den Akt an die Staatsanwaltschaft abtreten, damit sie gegen Jean Pierre Champol die Anklage wegen vorbedachten Mordes erhebe."

„Ich fürchte, das wäre voreilig," klang es von der Thür her.

Die beiden anderen wandten sich rasch um. Ueber die Züge des Richters huschte ein leises Mißbehagen. Er liebte den Geheimpolizisten nicht, trotzdem er dem hervorragenden Talent desselben alle Anerkennung widerfahren ließ. Aber das ganze Wesen des Detektivs war ihm unsympathisch. Dieser Mann war zusammengesetzt aus Schlichen und Ränken, aus Heimlichkeiten und Kniffen. Er ließ sich von keinem in die Karten sehen und erst, wenn er am Ziele war, deckte er sein Spiel auf, zur Verwunderung und oft auch zum Schaden aller andern, welche sich offiziell mit dem Falle befaßt hatten und nun blamirt dastanden. Gewiß erklärte die Eiggenartigkeit seines Berufes zum guten Theil die Heimlichthuerei, aber trotzdem hatten viele, und zu ihnen gehörte auch der Untersuchungsrichter, das Gefühl, daß nicht nur Berufsinteresse, sondern vielfach auch Bosheit die Triebfedern von Zunks Handeln seien. Darum klang die Stimme des Beamten auch nicht sehr freundlich, als er erwiderte: „Was wollen Sie damit sagen, Zunk? Aber bitte, sprechen Sie klar und deutlich. Ich liebe keine Hinterhältigkeiten und dunkle Orakelsprüche."

Der Detektiv lächelte, ein süßliches Lächeln, hinter welchem er wie hinter einer Maske seine wahren Gefühle zu verbergen wußte.

„Natürlich leiste ich Ihrem Befehle mit Freuden Folge, Herr Landgerichtsrath, und ich bitte, es nicht als Hinterhältigkeit aufzufassen, wenn meine Worte Sie nicht befriedigen. Ich wollte mit meinem Einwurf nur sagen, daß der Verdacht gegen Champol nicht zweifellos und ausschließlich feststeht, oder besser gesagt, daß er nicht der einzige ist, auf den ein Verdacht fallen kann. Und falls die Anklage erhoben wird und sein Vertheidiger diesen schwachen Punkt ausnützt, so kann es passiren, daß Champol freigesprochen wird."

„Was durchaus kein Unglück wäre, falls er wirklich schuldlos ist," entgegnete der Richter trocken. „Und nun sagen Sie mir gefälligst, auf wen nach Ihrer Meinung noch ein Verdacht fallen kann?"

Dieser direkten Frage suchte Zunk, da er ihrer Beantwortung nicht ausweichen konnte, durch eine Gegenfrage entgegenzutreten. „Ich könnte fragen, auf wen kein Verdacht fallen kann?" erwiderte er achselzuckend. „Vergegenwärtigen Sie sich bitte die Situation. Aus dem Zimmer, in welchem die That geschah, führen zwei Thüren, die eine in den Nebenraum, aus welchem Champol kam, die andere auf den Stiegenplatz hinaus. Es ist gerade so gut möglich, daß von rechts wie von links Jemand hereinkam und ...."

Die Stirnader des Richters schwoll bedenklich an. „Ich verbitte mir alle schlechten Witze, Zunk. Oder wollen Sie mich glauben machen, daß Sie in der That an das glauben, was Sie soeben sprachen? Das ist ja Blödsinn. Das Sammtsopha, auf dem Hartung saß, ist so gestellt, daß man jeden Eintretenden sofort sehen muß. Ueberdies hätten die beiden Zeugen gewiß nicht verfehlt, es zu sagen, wenn noch eine andere Person im Zimmer gewesen wäre. Denn an unsichtbarmachende Tarnkappen glauben Sie ja wohl nicht?"

Zunk zuckte leicht mit den Achseln. „Freilich glaube ich nicht daran, ich sagte nur, der Vertheidiger könnte so etwas anführen."

„Da würde ihn der Staatsanwalt sofort hineinlegen. Nein, nein, Sie wollten etwas anderes sagen. Also ohne Umschweife, heraus mit der Wahrheit, wen haben Sie im Verdacht?"

„Im Verdacht? Der Ausdruck ist vielleicht zu hart, aber ich glaube ...."

„Warum stocken Sie? Weiter!"

„Nun, außer Champol war ja noch eine zweite Person im Zimmer und in nächster Nähe des Ermordeten."

Diesmal fuhren die beiden anderen thatsächlich erschreckt von ihren Sitzen empor. „Sie klagen also die Wittwe der That an? Aber das ist ja Wahnsinn. Welche Gründe hätten sie verleiten sollen?"

Zunk rieb sich mit seinem süßlichen Lächeln die Hände. „Ich klage Niemanden an, aber ich fasse alle Eventualitäten ins Auge. Gestatten Sie, daß ich Ihnen die Sache in etwas anderer Beleuchtung vorführe, als sie bis jetzt erfahren hat?"

Der Richter nickte stumm und der Detektiv fuhr mit leisem Triumph im Tone fort: „Die physische Möglichkeit, daß die schöne Hand der jungen Wittwe den Dolch geschwungen, kann wohl Keiner in Abrede stellen. Sie befand sich in nächster Nähe des Getroffenen, sie hatte Zeit und Gelegenheit genug, den Streich zu führen. Frägt sich also, aus welchen Beweggründen. Wir haben aus ihrem eigenen Munde gehört, daß sie sich gegen die Zärtlichkeiten Herrn von Hartungs, die doch von Seiten eines jungen Ehemannes ganz natürlich sind, aufs heftigste sträubte. Diese Gegenwehr scheint weit über die übliche jungfräuliche Abwehr hinausgegangen zu sein, denn Champol, veranlaßt, daß er die Wahrheit spricht, fühlte sich sogar veranlaßt, helfend herbeizueilen. Es scheint also, als ob die Vertraulichkeiten ihres eben angetrauten Gatten der jungen Frau peinlich, ja mehr noch, verhaßt und abscheulich waren. Wäre es dann gar so unverständlich, wenn sie zur Abwehr einen Dolch zückt, beileibe nicht, um zu tödten, sondern nur, um sich zu wehren? Ein unglücklicher Zufall aber will es ...."

Der Richter athmete tief auf. „Ihre Darstellung ist sehr lebensgetreu und geistreich, aber sie fällt in sich selbst zusammen, wenn ich Ihnen sage, was ich soeben vom Herrn Doktor hier erfahren habe: Ein Zufall war nur die Durchschneidung der Schlagader, die Mordabsicht aber wird dadurch evident, daß der Dolch vergiftet war."

Zunk riß die Augen erstaunt auf, dann stieß er einen leisen Pfiff aus. „Das wirft natürlich meine Erklärung über den Haufen. Es ist zwar etwas Außergewöhnliches, daß ein junges Mädchen am Hochzeitstage einen Dolch im Gewande trägt, aber es ließe sich durch eine romantische Veranlagung zur Noth erklären. Einen vergifteten Dolch aber, soweit geht die kühnste Romantik nicht. Da muß man an die Mordabsicht schon glauben."

„Sind also auch Sie überzeugt davon, daß Champol der Thäter war?"

Der Detektiv zog die Achseln in die Höhe. „Leider kann ich nicht unbedingt zustimmen. Es bleibt immer noch die Möglichkeit, daß Frau von Hartung vorsätzlich gemordet hat."

„Zunk, das geht zu weit. Einen solchen Verdacht spricht man ohne die zwingendsten Gründe nicht aus."

„Zwingende Gründe? Hm, die habe ich zwar nicht, aber immerhin gewisse Verdachtsmomente, welche das Motiv des Mordes wohl begreiflich erscheinen lassen könnten."

„Und welches sind diese Verdachtsmomente?"

„Pro primo, die junge Dame ist nur widerwillig zum Traualtar geschritten. Sie liebte Hartung nicht und glaubte auch nicht an seine Liebe zu ihr. Das sprach sie offen aus in einem Gespräch, welches sie kurze Zeit vor der Trauung mit ihrer Stiefmutter hatte."

„Woher wissen Sie dies, Zunk?"

Der Detektiv lächelte verschmitzt. „Geschäftsgeheimniß, Herr Rath. In jedem Haus, wo es Zofen giebt, giebt es Horcher an den Thüren. Im Uebrigen, wenn Sie auf diesen Punkt Gewicht legen, können Sie ja Frau von Forbach darüber befragen."

Das Gesicht des Landgerichtsraths war ernst geworden. Er hatte sich in seinen Stuhl geworfen und spielte nervös mit dem Bleistift, von Zeit zu Zeit ein paar Worte auf einen Bogen Papier notirend. Da er keinerlei Fragen stellte und auch sonst nichts redete, trat eine kurze Pause ein. Dann fuhr Zunk fort: „Ich hätte noch Verschiedenes zu erwähnen, aber ich will Sie nicht ermüden. Nur eine Thatsache muß ich hervorheben, die am Abend nach der That der Justizrath Lieblein bereits erwähnte, ohne sich freilich etwas dabei zu denken. Herr von Hartung hat vor seiner Verehelichung ein Testament gemacht, in welchem er seine Frau zur Erbin einsetzte. Durch seinen plötzlichen Tod ist das mittellose Mädchen zur Millionärin geworden."

Der Richter schlug mit der Faust auf den Tisch. „Sie sind ein Satan, Zunk. Und Ihre Logik hat etwas Dämonisches, dessen Bann man sich nicht entziehen kann. Das Letztere aber will ich nicht glauben, nein, ich will es nicht. Zugegeben sogar, daß Haß und Abscheu sie zum Morde hinrissen, Weiber sind ja unberechenbar. Aber morden aus Gewinnsucht, des Geldes halber, mit einem solchen Gesicht, mit solchen Augen, nein, das kann ich nicht glauben."

Zunk lächelte sein süßliches Lächeln. „Herr Rath, haben eben wir alle, die selbst gut sind, eine viel zu gute Meinung von den anderen," sagte er schmeichlerisch. „Was den Charakter Frau von Hartungs anbetrifft, will ich kein Urtheil fällen, aber wenn Sie darüber Untersuchungen anstellen und zum Beispiel die Stiefmutter befragen, so dürften Sie Ihre Ansicht wohl ändern."

Der Rath hörte kaum auf die letzten Worte. Er saß in sich versunken da und überdachte das Für und Wider des eben gehörten Verdachtes. Endlich, nach längerem Stillschweigen nahm er das Wort: „Ihre Darstellung stimmt nicht, stimmt in einem wesentlichen Punkte nicht. Angenommen, Frau von Hartung habe sich mit dem Gedanken getragen, ihren Mann zu ermorden. Konnte sie zu diesem Behufe eine unpassendere Stunde und einen unpassenderen Ort wählen, als während des Hochzeitsmahles, nur wenige Schritte getrennt von den Gästen?"

Zunk wiegte sein Haupt hin und her. „Ich könnte Ihnen erwidern, daß selbst die gewiegtesten Verbrecher oft Fehler machen, die schlechthin unverständlich erscheinen. Oft aber ist das, was auf den ersten Blick wie eine große Dummheit aussieht, das höchste Raffinement. Ich will Ihnen eine Hypothese entwickeln, die vielleicht der Wahrheit nicht entspricht, aber gewiß nicht minder wahrscheinlich ist, als alle anderen Hypothesen, welche in diesem Prozesse aufgestellt wurden.

Daß Champol dem Bräutigam feindliche Blicke zuwarf, wurde von anderen Tischgästen bemerkt, warum also auch nicht von der Braut und von Hartung selbst? Vielleicht hat er das Geheimniß, dessen Kenntniß uns Champol verweigert, seiner jungen Frau mitgetheilt, um sie erzittern zu lassen, daß der angebliche Kellner sein Todfeind sei. Und sofort beginnt das Gehirn dieses Weibes, welches bereits den vergifteten Dolch bei sich trägt und über das Leben ihres Mannes den Stab gebrochen hat, zu arbeiten, beginnt zu ersinnen, wie sie diesen Zufall ihren Zwecken dienlich machen könnte. Und sie erfaßt den rechten Augenblick. Als Champol sich wirklich nahte, führt sie den Streich, von der richtigen Meinung ausgehend, der Verdacht werde nur auf ihn fallen."

„Zunk, Mensch, was Sie da sagen, ist grässlich. Sie schildern ja kein Weib, Sie schildern einen Teufel."

„Sie sagten vorhin selbst, daß Weiber unberechenbar sind. Uebrigens behaupte ich ja nicht, daß die Sache so war, sie kann nur so gewesen sein. Und daß die Frau jetzt Champol scheinbar entlastet, ist wiederum ein teuflisch schlauer Schachzug. Sie überlegt wohl so: Belaste ich den Angeklagten als zu auffällig, so könnte das Verdacht erwecken. Thue ich das Gegentheil, so tödte ich jeden Verdacht, denn die Mörderin müßte natürlich ein Interesse daran haben, den Unschuldigen zum Thäter zu stempeln, wodurch sie selbst unbehelligt bleibt. Darum thut sie eben gerade das Gegentheil; da sie sich sagt, daß ein solches Vorgehen Champol nichts mehr nützen kann, an dessen Schuld keiner zweifelt, sie selbst aber in den Augen der Welt mit dem Glorienschein eines versöhnlichen Engels umgiebt."

Der Richter erhob sich. „Genug für jetzt, Zunk. Mir wirbelt der Kopf, ich vermag nicht mehr klar zu denken, vermag nicht auseinanderzuhalten, was in Ihren Ausführungen berechtigter Verdacht, was bloße Phantasie ist. Lassen Sie mir Zeit zu überlegen. Thäte ich nach momentanen Stimmung handeln, dann bliebe mir nichts anderes übrig, als Frau von Hartung sofort verhaften zu müssen."

Zunk wehrte fast erschrocken ab. „Das nicht, auf keinen Fall! Es würde alles verderben. Lassen Sie die Dame ruhig in Freiheit und Champol im Gefängniß. Die Untersuchung kann ja ganz leicht einige Wochen hingezogen werden. Inzwischen beobachte ich unauffällig Frau von Hartung, die sich in Sicherheit wähnt, und sammle Beweisgründe, das heißt, wenn der Herr Untersuchungsrichter mich mit dieser Aufgabe betrauen."

„Thun Sie, was Sie für gut halten," entschied der Richter. Und Zunk, zufrieden mit dem Resultat seiner Unterredung, entfernte sich mit seinem fleerartigen süßlichen Lächeln.

4. Kapitel.

Eingebettet zwischen grauweißen Dünen liegt ein kleines Fischerdorf. Die niedrigen Hütten mit den winzigen, matt gewordenen Fensterscheiben und den Strohdächern, welche durch moosbewachsene Steine beschwert werden, um dem Rasen des Sturmes besser widerstehen zu können, gleichen altersgebeugten, kiefungigen Mütterchen, wie man sie am hellen Mittag auch thatsächlich durch die Dorfstraße wandern trifft, den Korb auf dem gebeugten Rücken, dem Walde zueilend, so rasch die alten Füße sie tragen wollen, um Reisig und Holzabfälle zu sammeln. Dieser Wald ist wie das Dorf selbst armselig und klein, eigentlich nur ein Gehölz, mehrere Dutzend verkümmerter Föhren und Birken. Eng und drückend erscheint hier alles, nur eines nicht, das Meer. Wenn man die sanft abfallende Dorfstraße hinabschritt, dann gewahrt man dort, wo die Häuser endigen, erst eine weite mattweiße Fläche, den sandigen Strand, und jenseits derselben ein flimmerndes, wogendes, jetzt tief dunkles, jetzt im Glanze der Sonnenstrahlen aufschimmerndes Etwas, das Meer. Sanft und spielerisch kommen die Wellen herangerollt und schlängeln sich am Sande in die Höhe, um im nächsten Moment wieder zurückzuflutchen. So bei stillem Wetter, wenn die Winde schlafen und die Sonne vom blauen Himmel herabsticht. Wenn aber das Firmament sich mit schwarzen Wolken umzogen hat und der Nordwind sein erhebstöhnendes Lied singt, dann verändert sich das Bild: Dann gleichen die Wellen schwarzen feindlichen Riesen, die sich mit gewaltigen Armen auf das Land stürzen, als wollten sie es mit hinabreißen in die Tiefe. Besonders die kleine Felsenklippe, wenige Schritte östlich vom Dorfe gelegen, entfesselt ihre Wuth. Immer von Neuem stürmen sie dagegen an, über luthen das Gestein und lecken gierig an den Quadern des Leuchtthurmes, welcher sich stolz und trotzig hier emporreckt. Dann sind der Leuchtthurmwächter und sein Weib abgeschlossen von aller Welt, denn der schmale Weg, der sonst zum Strande hinüberführt, verwandelt sich in den Zeiten des Sturmes in einen tosenden wilden Wasserlauf.

Heute aber war das Meer guter Laune. Klaus Grote, der Leuchtthurmwächter, hatte freie Zeit und konnte auf der Steinbank am Fuße des Thurmes sitzend, sein Pfeifchen schmauchen, während drinnen in der Stube sein Weib die Lampen putzte und mit Oel füllte, damit sie bei Nacht wieder hell über die Wasserwüste erstrahlen sollten, ein Tröster und Freund der Schiffer. Plötzlich blickte Klaus auf, spähte hinüber nach der Straße, die längs des Strandes sich hinzieherd, am Leuchtthurm vorüber zum Dorfe führte, beschattete die Augen mit der Hand, um besser sehen zu können, und schüttelte dann verwundert den Kopf.

„Nanu, wer ist das schon wieder? Ich glaube wahrhaftig, da kommt irgend ein Fremder gegangen."

Seine scharfen Augen hatten ihn nicht getäuscht. Zehn Minuten später stand der Wanderer vor ihm, eine junge kräftige Gestalt, den grünen Wettermantel geöffnet, daß man die braune Sammtjoppe und die flatternde schwarze Krawatte sehen konnte, auf dem Haupte einen breitkrämpigen weichen Hut, den er jetzt lustig zum Willkommen schwenkte.

„Guten Abend, Vater. Ist es erlaubt, ein wenig Platz zu nehmen?"

Klaus nickte nur, und rückte ein Stückchen auf der Steinbank weiter. Der Ankömmling setzte sich neben ihn, lehnte die Mappe, welche er in der Rechten getragen, an die Mauer, und warf die Reisetasche von den Schultern auf die Erde.

„Ah, da ist es gut sein, da möchte ich Hütten bauen."

Der alte Mann schmunzelte. Der Junge gefiel ihm, der hatte etwas Forsches, Munteres, Draufgängerisches an sich. Und gar nicht stolz war er, wie sonst die Stadtleute. Er plauderte nur so darauf los und Klaus, der wie alle einsam lebenden Menschen schweigsamer Natur war, hörte behaglich zu. Nach einer Viertelstunde wußte er, daß der Fremde Karl Müller heiße, ein Berliner sei und Maler von Beruf.

„Nun, einer von den ganz Großen bin ich nicht und werde ich leider auch nie werden. Dazu langt mein Talent nicht. Aber darüber gräme ich mich nicht. Auch in der Kunst kann es nicht lauter Kaiser und Fürsten geben, da braucht man so kleines Volk, nicht wahr?"

Klaus nickte. Von Kunst hatte er zwar nur eine sehr verschwommene Idee, aber gegen die Philosophie des anderen ließ sich nichts einwenden.

Der Maler hatte seine Mappe geöffnet und holte einige Skizzen heraus. Vor den Augen des Kritikers hätten sie kaum Gnade gefunden, aber dem Alten gefielen sie. Er ließ sich sogar zu einigen bewundernden Worten fortreißen.

„Donnerwetter, der Dampfer hier, der ist fein gemacht. Gerade wie der „Kurfürst" sieht er aus, der alle Woche hier vorüberkommt. Nur daß der kleiner ist und nur einen Rauchfang hat und .... aber sonst akkurat so."

Einige Landschaftsskizzen schob er sofort wieder achtlos beiseite. Aber alles, was an das Meer erinnerte, interessirte und freute ihn.

„Schön ist es, wenn man so etwas kann," sagte er schließlich, die Blätter wieder zurückgebend. „Aber verdammt schwer muß es sein."

Der Maler lachte. „Nicht so sehr, wie Sie denken. Natürlich muß man Studien machen, muß man sehen, was man malen will. Deshalb bin ich ja hierhergekommen, um das Meer zu studieren und das Fischerdorf dort drüben und den Leuchtthurm hier und den blauen Himmel über uns und Euch selbst, Vater Klaus."

Der Alte nahm beinahe erschrocken die Pfeife aus dem Munde. „Was, mich wollen Sie auch malen?"

„Und gleich noch dazu. Bitte, halten Sie einen Moment still."

Klaus Grote befolgte pünktlich diese Weisung. Starr und steif, wie damals, als er auf dem Jahrmarkt sich hatte photographiren lassen, saß er da und wagte kaum an seiner Pfeife zu saugen, während Müller mit einigen raschen Strichen ein leidlich gelungenes Bleistiftbild auf das Papier fixirte.

In diesem Augenblick erschien Frau Grote oben auf der Schwelle und blickte sich nach ihrem Manne um. Den Maler konnte sie von ihrem Standpunkte aus nicht sehen. „Klaus, komm zum Essen!"

Der Alte zog die Augenbrauen hoch, rührte sich aber nicht.

„Klaus, hörst Du, zum Essen sollst Du kommen."

Keine Antwort.

„Klaus," das klang schon erheblich schärfer, denn Geduld gehörte nicht zu den rühmlichen Eigenschaften Mutter Grotes, und besonders Unpünktlichkeit, wenn die Suppe auf dem Tische stand, konnte sie nicht leiden. „Klaus, hat es Dir vielleicht das Gehör verschlagen? He? Oder schläfst Du am hellen Mittag? Zum Essen sage ich."

Was in Klaus' Seele während dieser Minuten voraing, läßt sich schwer schildern. Der Respekt vor Mutter Grotes Befehl kämpfte mit dem Wunsche, das begonnene Porträt nicht zu stören. Und wer weiß, wie dieser Kampf ausgegangen wäre, wenn Mutter Grote Langmuth genug besessen hätte, sein Ende abzuwarten. Das geschah aber nicht. Denn als sie noch immer keinen Effekt ihrer Worte sah, eilte sie kurz entschlossen die wenigen Treppen herab, und mit raschem Griff hatte sie die Pfeife aus ihres Mannes Mund gerissen. Sie kannte die Stelle, wo er verwundbar war.

„Donnerwetter, Alte, gib mir meine Pfeife her. Und das Bild wird jetzt wohl auch vorderbe sein."

Frau Annelise drehte sich um und bemerkte erst jetzt den Fremden, der mit stillvergnügtem Lächeln der kleinen Szene zusah. Ein aufrichtiges Bedauern darüber, daß er nicht wirklich ein großer Künstler war, beherrschte in diesem Momente den jungen Mann. Donnerwetter, wer dies hätte malen können, diesen kleinen ehelichen Streit zwischen den beiden Alten. Das hätte ein unübertreffliches Genrebild gegeben.

Da bemerkte Müller die Verlegenheit Frau Grotes und beeilte sich, ihr darüber hinwegzuhelfen. Rasch riß er das Blatt aus den Skizzenbuch und reichte es der Alten. „Hier, das Bild ist fertig. Und nun, Vater Grote, lassen Sie die Suppe nicht kalt werden."

Aber diesmal war es die Frau, welche die gewohnte Pünktlichkeit vergaß. Beinahe ängstlich hielt sie das Blatt Papier zwischen den Fingerspitzen und starrte darauf nieder, während Klaus, die wiedererobert Pfeife zwischen den Zähnen, mit vergnügtem Schmunzeln sich an dem Staunen seiner Frau weidete.

„Da schaust Du, Annelise, was? Fein getroffen hat er mich, der Herr Maler, noch viel besser als der Photograph. Und, sapperment, der Leuchtthurm ist auch da und die Düne da hinten und die Pfeife hat er auch nicht vergessen. Nun, ich danke auch recht schön."

Er streckte dem Maler die schwielige Rechte entgegen, welche dieser herzlich schüttelte. „Ich wüßte nicht wofür, Vater Klaus. Es freut mich, wenn mein Geschmier Ihnen gefällt. Und nun guten Appetit. Ich will machen, daß ich ins Dorf hinüberkomme, und mir dort irgendwo ein Mittagessen verschaffen. Ich bin rechtschaffen hungrig."

Jetzt erwachte auch Mutter Grote aus ihrer Erstarrung. Sie wußte, was sich schickte, war sie doch nicht umsonst in ihrer Jugend in verschiedenen Herrschaftshäusern bedienstet gewesen. Sie lächelte Müller an und machte einen regelrechten Kniz. „Auch ich danke für das schöne Geschenk und bitte recht um Entschuldigung wegen der Störung. Und wenn der Herr Maler vielleicht bei uns vorlieb nehmen wollten, im Dorfe bekommen Sie ohnehin nichts Anständiges zu essen."

Müller ließ sich nicht lange nöthigen. Bald saß er mit den Alten bei Tische und erwarb sich im Fluge die Zuneigung Mutter Grotes durch den Appetit, den er entwickelte, den besten Beweis dafür, daß ihm ihre Kochkunst behagte. Dann, als der Tisch abgeräumt und zur Feier des Tages vor jedem der Männer ein Glas dampfenden Grogs hingestellt worden war, rückte der Maler mit seinen Absichten heraus.

Er wollte eine Zeitlang hier im Dorfe verweilen, um Studien zu machen. Ob ihm Frau Grote nicht ein passendes Unterkommen wüßte?

Die Alte schüttelte das Haupt. „Das wird schwer halten, auf Gäste sei hier keiner eingerichtet. Ja, drüben hinter der Klippe, in dem Seebade, da gab es Quartiere genug, obgleich jetzt um diese Zeit auch noch keine Gäste da waren. Die kamen erst im Hochsommer. Aber hier im Dorfe, da waren die Leute froh, wenn sie für sich eine Stube hatten. Bei Martens im Dorfkrug, da gab es wohl eine Gaststube, aber die war höchstens gut genug für die Hausirer und Händler, die von Zeit zu Zeit ins Dorf kamen. Für einen so feinen Herrn war das kein Aufenthalt, zumal seitdem des Martens Weib gestorben war und im Hause keine rechte Ordnung und Sauberkeit mehr herrschte.

Müller fuhr sich ärgerlich durch die Haare. „Das ist zu dumm. Gerade hier gefällt es mir so gut. Aber da fällt mir ein, daß ich da drüben unweit des Strandes eine kleine Villa gesehen habe. Sollte man da nicht Quartier bekommen?"

Frau Annelise verneinte. „Da hätten Sie früher kommen müssen. Seit einem Jahre steht das Haus leer, das sich ein reicher Herr vor zwei Jahren hat bauen lassen. Mit seiner Frau hat er hier gewohnt, einer schönen, blonden, immer lachenden Frau. Wie ein Kind war sie, wenn sie über den Strand hüpfte und sang in einer fremden Sprache. Aber sie war immer recht freundlich und gut, ganz anders wie der Mann, welcher stolz und hochfahrend war. Und auch viel älter als sie. Im August waren sie zum letzten Male da. Aber es war diesmal etwas nicht recht zwischen ihnen. Die junge Frau lachte und sang nicht mehr und hatte oft verweinte Augen, und der Herr kam nur selten, oft nur ein bis zweimal im Monat, und blieb nur wenige Stunden.

Dann kam eines Tages ein Brief an die Frau, und der Postbote hatte erzählt, sie habe ihn in seiner Gegenwart hastig aufgerissen und gelesen und sei todtenbleich geworden. Noch am selben Tage verließ sie das Haus. Recht abgegrämt sah sie aus und nichts nahm sie mit als ein ganz kleines Köfferchen. Der Jochem mußte sie hinüberfahren bis zur nächsten Dampferhaltestelle, und er erzählte später, wie sie bitterlich geweint und immer wieder nach dem Dörfchen und dem weißen Häuschen zurückgeblickt habe."

Klaus versuchte zu verschiedenen Malen den Redefluß seiner Frau einzudämmen, aber vergebens. Froh, sich einmal aussprechen zu können, erzählte sie alles, was sie wußte.

„Seitdem hat das Haus leer gestanden. Vor zwei Tagen aber ist ein Wagen angefahren gekommen, ein städtischer Wagen aus dem Bade nebenan, und drei Frauen in tiefer Trauer sind ausgestiegen und ein Herr. Der Herr ist wieder am gleichen Tage zurückgefahren, die Frauen aber sind dageblieben, und wohnen in dem Häuschen. Und am Abend sind dann zwei andere nachgekommen, wohl die Köchin und das Studenmädchen. Die ältere Frau bekommt man selten zu Gesicht, aber die beiden anderen gehen täglich am Strande spazieren."

So plauderte sie und Müller hörte behaglich zu. Erst als sie ihren Redehoff erschöpft hatte, lenkte er das Gespräch wieder auf den Ausgangspunkt zurück. Wenn also im Kruge und nicht in der Villa, wo werde er dann Wohnung finden?

Klaus blickte Annelise an und Annelise blickte den Klaus an, und sie nickten einander zu und schmunzelten, und dann rückte die Alte mit ihrem Vorschlage heraus. Wenn der Herr sich damit begnügen wolle, sie hätten wohl noch ein Zimmerchen frei, welches der Franz früher bewohnt hätte, ihr Sohn, welcher jetzt als Steuermann auf einem Ostindienfahrer diente. Es wäre wohl ziemlich klein, das Stübchen, aber sauber und das Bett wäre gut und die Aussicht sei schön, auf der einen Seite nach dem Meere und auf der anderen Seite weit ins Land hinein. Nur, wenn es Sturm gäbe, dann pfeife und heule es freilich gar heftig, aber Gefahr sei keine dabei, denn der Leuchtthurm sei fest.

Freudig schlug Müller ein und installirte sich sofort in dem kleinen, blitzblanken Stübchen. Er war froh, dies Unterkommen gefunden zu haben, und wäre wohl doppelt zufrieden gewesen, hätte er erfahren, daß selbst die Stube bei Martens trotz ihrer zweifelhaften Sauberkeit bereits einen Miether gefunden hatte. Mit einem Segelboote war er herübergefahren gekommen, ein älterer Herr mit fuchsrothen Haaren und einer blauen Brille, und war trotz des ziemlich unbescheidenen Preises, welchen der Wirth forderte, gleich geblieben. So war auch die letzte Stube besetzt, und das kleine Dörfchen hatte seit Jahren nicht so viele fremde Gesichter gesehen, wie in diesen Tagen.

Die Dörfler ließen sich übrigens durch die Fremden wenig stören. Die Männer gingen nach wie vor ihrem schweren und gefährlichen Tagwerk nach, fuhren zeitig am Morgen in ihren kleinen Booten aufs Meer hinaus, um erst mit Sonnenuntergang wieder heimzukommen, und die Weiber besorgten ihre Wirthschaft, besserten in den freien Stunden die Netze aus oder strickten grobe Strümpfe für die Kinder. In den ersten Tagen sprachen sie wohl, wenn sie zusammenkamen, über die Frauen in Trauer, denen wohl irgend etwas Liebes gestorben sein mußte, oder über den Maler, der bei Mutter Grote auf dem Leuchtthurm wohnte und den alten Klaus so schön gezeichnet hatte, daß ihn jeder gleich erkannte, oder über den komischen Gast im Wirthshaus, welcher den ganzen lieben Tag die Stube nicht verließ, sondern am Fenster hockte und nach dem weißen Hause hinüberblickte wenn er nicht schlief, während er erst spät Abends auszugehen pflegte. Aber bald erlosch das anfängliche Interesse an den Fremden und man sprach kaum mehr von ihnen. Nur die Kinder blieben stehen und blickten den schwarzgekleideten Damen nach, wenn sie am Strande lustwandelten, und die Männer drückten dem Maler die Hand, wenn sie ihm begegneten, denn er hatte es verstanden, binnen kurzem sich die Herzen dieser einfachen Leute zu erobern. Miteinander verkehrten die Fremden gar nicht, ja, sie schienen anfangs einander geflissentlich zu meiden, und kaum einer von der Anwesenheit des andern etwas zu wissen.

Aber auf einem so engen Raume, wie ihn das kleine Fischerdorf bot, kann man sich auf die Dauer nicht ausweichen. So kam es, daß die Damen tagtäglich bei ihren Strandpromenaden dem Maler begegneten, bald auf der Düne, bald am Rand des Gehölzes, stets mit dem Skizzenbuch in der Hand, das er aber beim Herannahen der Fremden immer hastig zuklappte, als wolle er vermeiden, daß sie seine Arbeiten sähen. Anfangs wurden nur stumme Grüße gewechselt, aber daheim in der kleinen Villa wurde im Gespräch zwischen der Geheimräthin und ihrer Tochter der Maler öfters erwähnt. Magda betheiligte sich nicht an diesen Gesprächen. Seit dem Tode ihres Gatten war sie noch verschlossener und unzugänglicher geworden. Zwar hatte ihr Wesen manches von der Verbitterung und Herbheit abgestreift, statt dessen aber ging sie wie im Traume umher. Anna gegenüber, welche in sie drang, sich mitzutheilen, machte sie aus ihrer Gemüthsverfassung auch kein Hehl. Sie leugnete nicht, daß der Tod Harturgs in ihr nur Mitleid erweckt habe, aber keine tiefe Trauer. Sie gestand ohne weiteres zu, daß es das Räthsel des Mordes sei, welches sie plage. Sie glaubte fest an die Unschuld Champols, der noch immer als verdächtig, ja fast überwiesen in Untersuchung stand, und quälte sich ab, Licht ins Dunkel zu bringen.

Die Geheimräthin hatte ebenfalls mehr Schreck empfunden als wahre Trauer. Hier in der Stille und Einsamkeit, wo ihre Nerven sich bald beruhigt hatten, fand sie bald ihr inneres Gleichgewicht wieder, ja, die lebhafte, gesellige Frau langweilte sich schon nach der ersten Woche und sehnte sich nach Gesellschaft, ein Verlangen, das von der stets munteren Frau von Ehren lebhaft getheilt wurde. So brauchte es nur eines kleinen Anstoßes, um zwischen Müller und den Damen die Bekanntschaft anzuknüpfen.

Eines Tages entfiel Frau von Ehren, gerade, als sie an dem Maler vorüberging, ihr Handtäschchen, natürlich ganz zufällig. Müller hob es auf und überreichte es mit einigen Worten. Anna dankte, auch die Geheimräthin mischte sich ins Gespräch, man stellte sich gegenseitig vor, und schon am nächsten Tage begleitete Müller die Damen auf ihrem Spaziergange. Allerdings wurde die Unterhaltung nur von ihm selbst, Frau von Ehren und deren Mutter bestritten, denn Magda verharrte noch wie vor in ihrem nachdenklichem Schweigen.

(Fortsetzung folgt.)

— Einwand. Kapazität (einen Patienten untersuchend): „Ja, der Puls ist normal, Athmung auch normal, Ihrer Schilderung nach ist auch der Appetit normal, — ich bekomme sechzig Mark!" „Das ist aber nicht normal!"

— In der Verlegenheit. „Was muß ich sehen, Sie, der Vorstand des Abstinentenvereins, sitzen hier beim Weine?" „Ich ... ich wollt' ja nur mal sehen, wieviel ich noch vertragen kann."

— Denot. Förster (vor Beginn der Jagd): „Durchlaucht, die Hasen sind bereit!"

— Aus der Schule. Lehrer: „Wer war Janus?" Tertianer: „Der Freund von Baron Mikosch!"

— Wenn genommen, sobald der böse Husten beginnt, verhütet Chamberlain's Cough Remedy einen Anfall von Bräune und damit alle Angst und Gefahr. Tausende von Müttern brauchen es erfolgreich. Zu haben bei allen Druggisten und Händlern.

Rechtsanwälte.

Deutsche Advokaten.

Dœrr & Guggisberg

Rechtsanwälte u. Notare.
Einzige deutsche Rechtsanwalts-Firma Canadas.
Geld auf Grundeigentum.
Zimmer 303, Northern Bank Bldg., Regina.
J. Emil Dœrr, L.L.B. W. W. Guggisberg, B.A.

Brown & Thomson

Rechtsanwälte und Notare.
L. D. Brown, B.A., u. Harold F. Thomson
Offices: Wheatley Block,
Phone 429. Scarth Str. Regina.

Allen, Gordon & Bryant

Advokaten, Rechtsanwälte und Notare.
Willaughby & Duncan Block
A. L. Gordon. Jas. F. Bryant, L.L.B.
— Regina, Sask. —

Ross & Bigelow

Advokaten, Anwälte und öffentl. Notare.
Suite 5, Mackenzie & Brown Block.
Scarth Straße - - Regina, Sask.

Balfour, Martin & Casey

Rechtsanwälte, Anwälte und öffentl. Notare
Geld zu verleihen.
Office: Darke Block, 11. Ave., Regina, Sask.
Jas. Balfour. W. H. Martin, B. A.
Avery Casey, B. C. L.

Turgeon, Fish und Calder

Advokaten, Rechtsanwälte und Notare.
Zimmer 307/308, Darke Block, 11. Avenue, Regina, Sask.
In unserer Office wird Deutsch gesprochen.
A. Turgeon, K. C. J. R. Fish.
J. A. Calder, LL. D.

Frame, Secord und McMurchy

Advokaten, Solicitoren, Notare
J. E. Secord. Robert D. McMurchy, B.A.
Joseph E. Frame, LDB.
Offices
nächste Tür zur alten Post-Office.
Regina, Canada.

J. D. Brown

Advokat, Rechtsanwalt
und öffentlicher Notar.
Geld zu verleihen.
Rosthern, Saks.

J. R. Peverett

— General-Agent. —
Feuer-, Lebens-, Unglücks- und Krankheits-Versicherung.
Vertrauens-Bonds.
Geld zu verleihen.
Scarth Str, Regina, Sask.

Rudolf H. A. Schuman

.·. Architekt .·.
empfiehlt sich den Deutschen zur Anfertigung von Plänen für Geschäfte und Wohnhäuser. Spezifikationen und Kostenanschläge.
Craik P.O. Box 33 Regina P.O. Box 118

**Carl Molter &